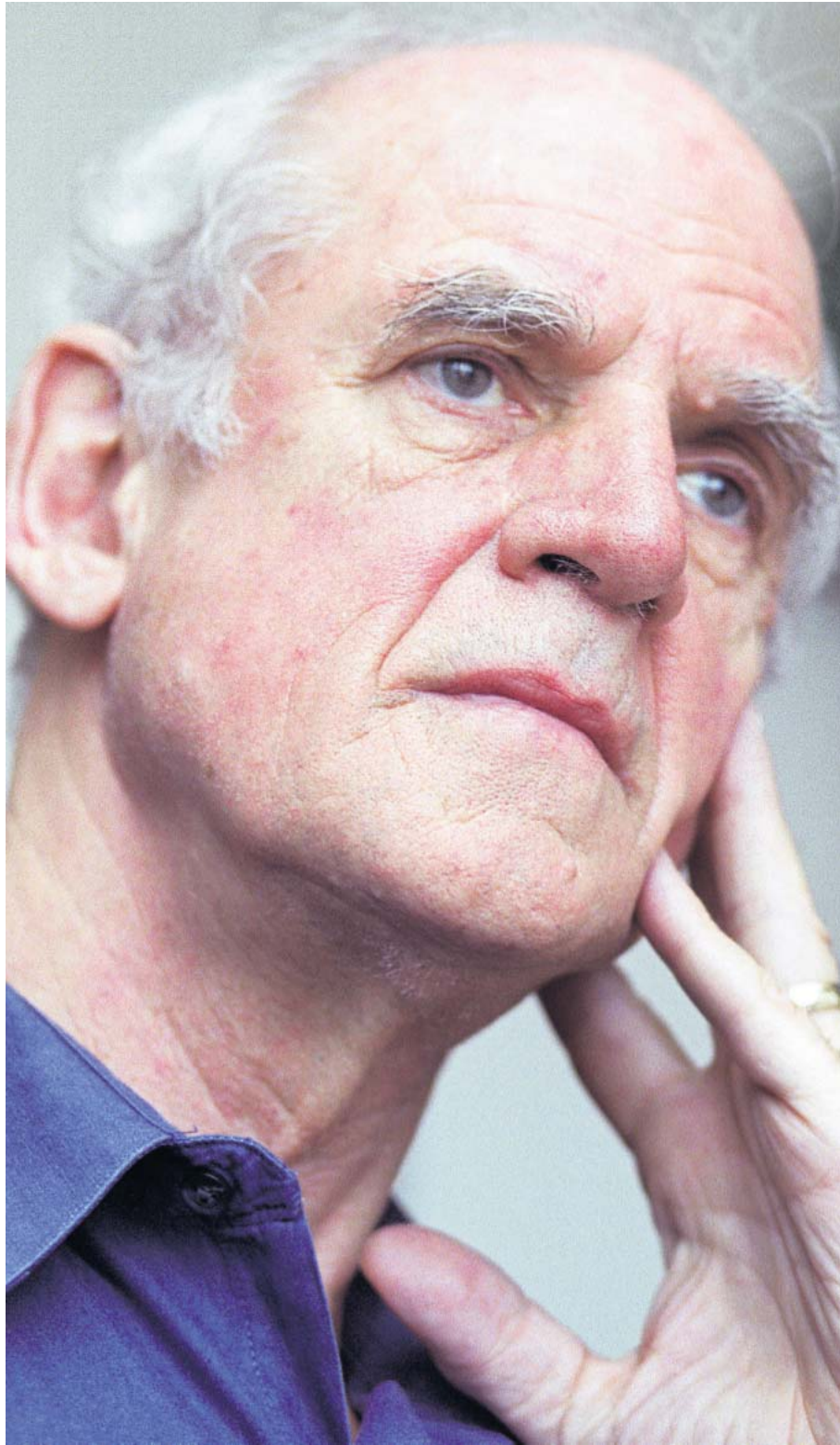


## Neue Sachbücher

## Im Grunde leuchtet die Welt

Zwei Bücher kreisen um zentrale Motive im Gesamtwerk von Charles Taylor, einem der einflussreichsten Sozialphilosophen der Gegenwart.

Was kann Charles Taylor nach seinem großen Alterswerk „Ein säkulares Zeitalter“ (F.A.Z. vom 14. Oktober 2009) noch mehr über die Spannung zwischen religiöser Tradition und ihrer Reform sagen? In dem monumentalen Werk erzählt Taylor die Geschichte der Säkularisierung vom Ende des Mittelalters bis heute. Der Philosophie-Professor an der McGill University in Montreal hatte für dieses Buch den Templetonpreis erhalten, kurz darauf war er für sein Lebenswerk mit dem Kyoto-Preis, dem Nobelpreis für Philosophen, ausgezeichnet worden. Nun legt er zusammen mit Jocelyn Maclure eine konzentrierte Studie zu der gesellschaftlich virulenten Frage vor, wie sich das Recht auf Religions- und Gewissensfreiheit „allgemeinverträglich“ ausüben lässt, das heißt im Wesentlichen: auf verfassungskonforme Weise. Die Studie ist Teil eines Kommissions-



Wird am 5. November achtzig Jahre alt: der Philosoph Charles Taylor.

Foto Corbis

Charles Taylor, Jocelyn Maclure: „Laizität und Gewissensfreiheit“.

Aus dem Französischen von Eva Buddeberg und Robin Celikates. Suhrkamp Verlag, Berlin 2011. 148 S., br., 19,90 €.

berichts, den Taylor und Maclure im Auftrag der kanadischen Regierung verfassten. Kern des Berichts ist die Neubestimmung der Laizität als des Rahmens, innerhalb dessen sich demokratische Staaten der Vielfalt religiöser Überzeugungen stellen. Mit Kopftuch-, Moscheen- und Karikaturenstreit im Hintergrund mahnen die Autoren, die Religion aus der öffentlichen Sphäre nicht etwa auszugrenzen: „Tatsächlich scheint es keinerlei prinzipielle Gründe dafür zu geben, die Religion aussondern und sie in eine von anderen Weltbildern und Auffassungen des Guten abgetrennte Kategorie zu stecken. Der Staat muss alle fundamentalen Überzeugungen und Verpflichtungen mit gleicher Achtung behandeln, die mit den Anforderungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens vereinbar sind.“

Auf der Agenda dieses Bandes stehen hochpolitische Fragen: Wo liegen die Grenzen der Religionsfreiheit? Was soll den Kindern in der Schule beigebracht werden, und wo liegen die Grenzen der elterlichen Autonomie? Wie ist der Rang religiöser Überzeugungen in öffentlichen Debatten zu bestimmen? Welchen Platz sollen religiöse Symbole und Rituale der Mehrheit im öffentlichen Raum einnehmen? Soll die Meinungsfreiheit eingeschränkt werden, wenn es um die Darstellung religiöser Traditionen geht?

Zu der letzteren Frage meinen die Autoren: „Wir sind nicht dieser Auffassung. Außer in krassen Fällen von Diffamierung oder Aufstachelung zum Hass ist es dem Staat nicht erlaubt, die Meinungsfrei-

heit einiger Bürger unter dem Vorwand einzuschränken, dass Ideen oder Darstellungen das profanieren, was für andere Bürger zum Heiligen gehört.“ Der pluralistische Staat könne weder eine allgemeine Ontologie übernehmen, der zufolge das Universum gemäß der Unterscheidung von Heiligem und Profanem zu verstehen ist, noch dürfe er sich einer bestimmten Vorstellung des Heiligen verschreiben. Aus Sicht der politischen Philosophie stehen Versuche, „die Meinungsfreiheit unter Verweis auf den als diffamierend oder blasphemisch wahrgenommenen Charakter bestimmter Ideen oder Kunstwerke zu beschränken“, auf äußerst schwachen Füßen. Andererseits bedeute der Umstand, dass man das Recht hat, x zu tun, nicht in jedem Fall, dass es auch klug oder erstrebenswert ist, x zu tun.

Was hier teilweise im Verlautbarungsstil daherkommt, steht in einem voraussetzungsreichen Geflecht von politischer Philosophie und anthropologischen Grundannahmen Taylors, wie er sie in seinen der Modernekritik gewidmeten Hauptwer-

ken hergeleitet und dargestellt hat: von den „Quellen des Selbst“, einer ebenso gelehrt wie narrativ-verständlichen Rekonstruktion des neuzeitlichen Selbstverständnisses, über den Band „Negative Freiheit?“ bis hin zum erwähnten Buch „Ein säkulares Zeitalter“, das mit reichhaltigem kulturgeschichtlichem Material eine Vielzahl religiöser Erfahrungsformen verarbeitet und Wert darauf legt, den historischen Vorgang der Säkularisierung weder als Fortschritt- noch als Verfalls-geschichte zu erzählen. Gibt es so etwas wie einen archimedischen Punkt im Gesamt-



Michael Kühnlein, Matthias Lutz-Bachmann (Hrsg.): „Unbefüllte Moderne?“ Neue Perspektiven auf das Werk von Charles Taylor.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2011. 874 S., br., 24,- €.

werk Taylors? Einen roten Faden, der sich durch die epistemologischen, sprachtheoretischen und kulturalanalytischen Überlegungen Taylors zieht? Hartmut Rosa stellt diese Frage in einem sehr informativen und lesenswerten Sammelband, der unter der Herausgeberschaft von Michael Kühnlein und Matthias Lutz-Bachmann das Œuvre Taylors interdisziplinär beleuchtet – einschließlich einer Replik auf einige Beiträge aus der Feder von Taylor selbst.

Hartmut Rosa bejaht in dem Band die Frage nach der Existenz eines archimedischen Punkts in Taylors Texten und erklärt: „Ich möchte behaupten, dass Taylors Werk motiviert ist von der Furcht vor oder vom Kampf gegen eine Welterfahrung, Welthaltung und Weltbeziehung, in der sich das handelnde Subjekt als abgetrennt und isoliert von einer Welt erfährt, die ihm als indifferent, stumm oder feindlich gegenübertritt und zu der er nur instrumentell oder kausal in Beziehung steht, und dass er dieser Welterfahrung das Modell einer Resonanzbeziehung entgegenzusetzen versucht, dem zufolge sich das Subjekt gleichsam in einem organischen Austauschprozess befindlich erfährt, in dem Selbst und Welt wechselseitig konstitutiv und responsiv werden, dem zufolge das Selbst also gleichsam einen konstitutiven Widerhall in seinen Weltbeziehungen findet.“

Tatsächlich zielt Taylor auch in seinen dezidiert politischen Schriften, in denen er auf sehr eigene Weise Grundpositionen des Kommunitarismus entwickelt, immer wieder darauf ab, die soziale Welt nicht als eine Welt isolierter Entitäten, sondern als ein geradezu energetisch aufgeladenes, vibrierendes Netzwerk zu begreifen, dem das Subjekt nicht einfach gegenübersteht, sondern in das es – auf der Suche nach Resonanz – gleichsam responsiv eingebettet ist. „In diesem Porträt erkenne ich mich durchaus wieder“, schreibt Taylor zu Rosas Darstellung. Deutlich wird, wie fruchtbar hier die aus der phänomenologischen Denktradition – etwa von Heidegger oder Merleau-Ponty, der Taylor in seiner Oxford Promotionszeit prägte – entnommene Frage nach den Formen des In-die-Welt-gestellt-Seins wird.

Taylor, ein Schüler Isaiiah Berlins, lässt keinen Zweifel daran, dass die Art der Weltbeziehung historisch und kulturell variabel ist, dass „wir“ moderne Menschen auf eine andere Weise in der Welt und der Welt gegenüber stehen als Menschen mit einer mittelalterlichen, altgriechischen oder indigenen Welterfahrung. Völlig zu Recht merke Taylor an, dass es in seinen frühen Auseinandersetzungen mit Behavioristen, Naturalisten oder Scientisten auf der einen und Hermeneutikern auf der anderen Seite im Grunde nicht um Epistemologie, sondern um Kosmologie gegangen sei – „um die Konzeption der Beziehung des Menschen zur Welt als Ganzem, und folglich also um die Frage, was es heißt, ein handelnder Mensch zu sein.“

Im Grunde läuft Rosas Porträt dieses bedeutenden Philosophen auf die Unausweichlichkeit hinaus, in Taylor einen Dialektiker von Entzauberung und Wiederverzauberung zu sehen, mit anderen Worten: einen Romantiker mit einer Sorte Welterfahrung, die etwa im magischen Idealismus des Novalis oder in Eichendorffs „Wünschelrute“ ihren prägnantesten Ausdruck findet. Welch tröstliche Form, nicht den Verstand zu verlieren. CHRISTIAN GEYER

## Briefe an die Herausgeber

## Buchheim hat seine Arbeiten selbst eingereicht

In seinem Leserbrief zum Artikel „Ein Tabu wird gebrochen“ von Julia Voss über die am 20. Oktober freigeschaltete und allen zugängliche Datenbank www.gdk-research.de in München (F.A.Z. vom 18. Oktober) zieht Professor Dr. Hans Brög in Zweifel, dass Lothar-Günther Buchheim selbst Werke für die „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ eingereicht habe, und vermutet, seine „Dienststelle“ habe dies getan.

Tatsache ist, dass Buchheim zwischen 1941 und 1943 insgesamt 48 Zeichnungen zu den „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ (GDK) eingeleistet hat, von denen 22 ausgestellt und sechs zwischen 400 und 2400 Reichsmark verkauft wurden. Auf der Einlieferungskarte, die sich im Bestand des Historischen Archivs des Hauses der Kunst befindet, ist seine Pri-

vataadresse aufgeführt – demnach kann davon ausgegangen werden, dass die Arbeiten auch von Buchheim selbst eingereicht wurden. Auch wurde der Erlös (jeweils neunzig Prozent vom Verkaufspreis) auf das private Bankkonto des Künstlers überwiesen.

Eine pauschale kollektive Einreichung etwa einer Akademie, einer Kunsthochschule oder einer Propagandastaffel der Wehrmacht kann nach den uns bekannten Informationen ausgeschlossen werden. Ob Kriegsberichterstattungen informell nahegelegt wurde, ihre Werke bei der GDK einzureichen, ist nicht bekannt.

SABINE BRANTL, HAUS DER KUNST, HISTORISCHES ARCHIV, MÜNCHEN  
DR. CHRISTIAN FUHRMEISTER, ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE, MÜNCHEN

## Auch wir sind gegen eine Existenz auf Pump

Zu „Adieu, Kameraden, ich bin Gut-mensch“ (F.A.Z. vom 5. Oktober): Lorenz Jäger kämpft bei seiner Abrechnung mit den von ihm so empfundenen „Rechten“ oder „Konservativen“ über weite Strecken mit einem von ihm selbst erschaffenen Phantom. So, wenn er behauptet, der Konservatismus sei zu „einer Ideologie der Großindustrie geworden“. Die von ihm in diesem Zusammenhang ausdrücklich erwähnte Zeitschrift „Junge Freiheit“ kann er wohl kaum richtig gelesen haben. Exemplarisch sei nur auf das Schlüsselprojekt von Großindustrie (und Großbanken) verwiesen, das von der „Jungen Freiheit“ von Anbeginn kategorisch kritisiert und bekämpft wurde: die europäische Währungsunion, die uns nebenbei in diesen Tagen auf Kosten des deutschen Steuerzahlers um die Ohren zu fliegen droht.

Dass es darüber hinaus eine Tendenz gäbe, eine der Großindustrie freundlich gesinnte Politik als „konservativ“ zu monopolisieren, ist aberwitzig. Nicht nur beim Euro, auch bei der Einwanderungspolitik stehen Konservative und Rechtsintellektuelle, die im Interesse der einheimischen Bevölkerung eine restriktive Einwanderungspolitik fordern, im ausdrücklichen Gegensatz zur Lobby der Großindustrie, die ungebremste Einwanderung in untere Lohngruppen fordert.

Es ist richtig, dass unsere Zeitung auch Skeptikern der Klimaschutz-Politik einen Raum gibt, dies nicht nur im Sinne eines offenen Diskurses, sondern auch weil es begründete wissenschaftliche Zweifel an den regierungsamtlichen „Klima-Modellen“ gibt. Diese Stimmen verdienen aus Fairness in der öffentlichen Darstellung Gehör, um zu einer ehrlichen Debatte zu gelangen. Tatsächlich ist ferner die Kritik am Konsumismus, dem technischen Machbarkeitswahn, dem Diktat der Ökonomie ein urkonservativer Topos: Deshalb bedeutet auch eine wirklich tiefgreifende ökologische Poli-

tik, sich an eine substantielle Abkehr von der Politik des ungedeckten Geldes, des permanenten Lebens auf Pump, der Finanzierung unrealistischer Wachstumsraten durch ständige Ausweitung der Geldmenge zu machen.

Wenn Lorenz Jäger meine Forderung nach einer „deutschen Tea Party“ als Beleg zitiert, dass sich deutsche Konservative unkritisch die spezifisch amerikanische innenpolitische Agenda zu eigen machten, dann irrt er. Es ging ausdrücklich nicht um die teils schillernden Forderungen der Tea Party, sondern um das Modell einer vorparteilichen konservativen Basisbewegung, die in der Lage ist, Bürgerprotest zu mobilisieren und etablierte Parteien in Einzelfragen von unten unter Druck zu setzen – als Alternative zu in Deutschland erfahrungsgemäß chancenlosen Gründungen von neuen Klemparteien.

Jägers Vorwurf an die Konservativen, kritiklos gegenüber der amerikanischen Politik des Unilateralismus zu sein, trifft eher Kollegen seines Hauses oder der Springer-Presse, kaum jene konservativen Journalisten aber, die in der „Jungen Freiheit“ genau diese Politik allweidlich kritisieren.

So hat sich unsere Zeitung übrigens strikt gegen die Beteiligungen Deutschlands an den Interventionen im Irak und in Afghanistan gewandt und ist hierfür auch bislang eher des Antiamerikanismus geziehen worden. Jägers Vorwurf ist insofern verblüffend und neu. Er rennt zudem sperrengeöffnete Türen ein, wenn er einen einfältigen Anti-Islamismus kritisiert, der sich billig hinter dem Rücken der Vereinigten Staaten und Israels zu verstecken sucht. Nur: Eine solche Position sucht man in der „Jungen Freiheit“ vergebens, im Gegenteil wurde sie oft kritisiert – zuletzt von mir auch explizit der „Antireligionswahlkampf“ rechts-populistischer Parteien in Berlin.

DIETER STEIN, GESCHAFTSFÜHRER UND CHEFREDAKTEUR, JUNGE FREIHEIT, BERLIN

## Professor Fuhrmanns große Leistungen

In seinem Nachruf auf Professor Horst Fuhrmann hat Professor Rudolf Schieffer, ganz zu recht, Professor Fuhrmanns große wissenschaftliche Leistungen hervorgehoben („Die Welt will auch belehrt werden“, F.A.Z. vom 13. September). Ich möchte auch seine vorbildlichen menschlichen Eigenschaften hervorheben.

Als ich im Jahre 1995 von der damaligen Bahnparte bei Daimler-Benz wegging und meine wissenschaftlichen Tätigkeiten als Mediävist wiederaufnehmen wollte, schrieb ich an Professor Fuhrmann, um seine Unterstützung bei einer Stipendiumbewerbung zu erbitten. Das war gewiss eine Anmaßung, weil Professor Fuhrmann eine (vielleicht sogar die)

führende Persönlichkeit unter den deutschen Mediävisten und Historikern war. Ich kannte ihn nur flüchtig aus einem Aufenthalt bei den Monumenta Germaniae Historica vor zwanzig Jahren, und mein Anliegen streifte seine wissenschaftlichen Interessen nur am Rande.

Zudem war die Zeit recht knapp. Trotzdem antwortete er sofort und bot mir, sehr wohlwollend, seine Unterstützung an. Ich weiß, dass seine freundliche Hilfsbereitschaft mir gegenüber keine seltene Ausnahme war. Ein großer Wissenschaftler, ja bestimmt. Aber auch ein sehr aufrichtiger und zuvorkommender Mensch.

DR. CARL HAMMER, PITTSBURGH, PENNSYLVANIA

## Eine Gedenkstätte für „Judenretter“

Zu „Die besungenen Retter“ (F.A.Z. vom 4. Oktober): In seiner ausführlichen Vorstellung des Buches „Rettungswiderstand“ von Arno Lustiger würdigt Rainer Blasius dessen Herzensanliegen. Ergänzend zu dem wichtigen Thema des Buches möchte ich auf die Dauerausstellung der Berliner Gedenkstätte „Stille Helden“ hinweisen, die vielleicht noch nicht angemessen bekannt ist.

Sie besteht seit drei Jahren und stellt die Forschungsergebnisse über viele bisher entdeckte „Judenretter“ dar. Neue Berichte werden recherchiert und gesammelt. Da sich noch immer hochbetagte

Überlebende der Schoa überwinden können, ihre schmerzvollen Erinnerungen zu veröffentlichen, findet man auch darin gelegentlich dankbare Erwähnung ebenjener Helfer und Retter.

Zu wissen, wo diese Berichte gesammelt werden, ist tröstlich im Kampf gegen das Vergessen. Die Gedenkstätte liegt an einem der beliebtesten Punkte der Berliner Touristenmeile, dem Hackeschen Markt. Trotzdem ist sie nicht leicht zu finden. Eine Mitarbeiterin erklärte dazu, das entspreche genau dem Thema: Hilfeleistung im Verborgenen.

CONSTANCE KNOTHE, BIBERACH

## Auch die Amazon-Welt hat einiges zu bieten

Zum Gespräch mit Ranga Yogeshwar „In der Amazon-Welt geht ein Stück Kultur verloren“ (F.A.Z.-Wirtschaftsteil vom 13. Oktober): Yogeshwar hat sicherlich recht mit dem Anliegen der Vielfalt auf dem Buchmarkt. Der aufmerksame Leser des Interviews muss sich jedoch fragen, warum diese Vielfalt nur durch den traditionellen Buchmarkt mit den „kritischen Lektoren“ gesichert sein soll.

Wie gut hat sich Yogeshwar das E-Book-Angebot von Amazon angesehen? Ist es nicht auch ein Beitrag zur Vielfalt, wenn dort Autoren zum Zuge kommen, denen Lektoren der etablierten Verlage nur die kalte Schulter zeigen? Die „Cola-und-Popcorn“-Analogie zum Kino ist äußerst fragwürdig. Es bleibt im Online-Buchhandel eben nicht alles andere als der „Mainstream“ auf der Strecke. Obwohl Ranga Yogeshwar meint, dass

„grundsätzlich gar nichts“ schlecht ist am technischen Fortschritt, schildert er diesen als bedrohlich und bedient sich dazu der gängigen Schlagworte („Kommerz“) und Reflexe („unsere Kultur ist plötzlich in amerikanischer Hand“).

Leider lässt Yogeshwar auch offen, was genau er sich von der Politik erhofft. Was kann die Politik denn überhaupt tun? Politik erlässt Gesetze, also Verbote und Gebote. Was schwebt ihm vor? Eine Strafsteuer für Amazon-Kunden? Zwangsabgaben zugunsten von Plattformen? Vorschriften für Online-Buchhändler, wie sie ihr Programm zu gestalten haben?

Hier sollte Ranga Yogeshwar darauf achten, nicht in einen Lobbyismus abzugleiten, der die Vielfalt nicht fördert, sondern schmälert.

KLEMENS WEISER, MAINZ

## Der Tod – ein bloßer Systemabbruch?

Ein Sammelband fragt, was die Beschwörung einer „Würde des Sterbenden“ denn heißen könnte

Am Anfang war Gottfried Benn. Bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatten in der Literatur idealisierende und ästhetisierende Darstellungen des Sterbens überwogen. In den Worten des Germanisten Helmuth Kiesel war das Sterben als ein Vorgang inszeniert worden, „der zwar mehr oder minder schmerzhaft sein mag, aber doch eine letzte erhebende Leistung darstellen kann, das Leben abrundet, den Charakter eines Menschen vollends enthüllt und ihm eine besondere, nicht mehr zu beeinträchtigende Würde gibt“.

Mit Benns „Morgue“-Gedichten sei diese Betrachtungs- und Darstellungsweise an ihr Ende gekommen. „Die Menschen in der entfaltenen Moderne, also auch in der modernen Massengesellschaft, finden typischerweise keinen ‚eigenen‘, würdevollen und versöhnlichen Tod mehr.“ Es werde nun beiläufig, unfeierlich und würdelos gestorben, zudem – in den Krankenhäusern der Großstädte – geradezu fabrikmäßig.

Im technisch gesteuerten und medikamentalisierten Sterben der Gegenwart und angesichts einer steil ansteigenden Zahl neurodegenerativer Erkrankungen ist das bewusste, gefasste und ergebene „Es ist gut“ endgültig zur Ausnahme geworden. Da der Trost der Religion für die meisten Zeitgenossen ebenfalls schal geworden ist, fordert der bevorstehende Tod auch nicht mehr dazu auf, das eigene Leben unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu restituieren. Der Tod erscheint vielmehr, wie der Soziologe Reimer Gronemeyer feststellt, in vielen Fällen als ein

bloßer Systemabbruch und sonst nichts. „Vielleicht ist dies der ultimative Schrecken für den modernen Menschen: Dass er gezwungen ist, seinen eigenen Tod als eigentlich belanglos anzusehen. Es geht mit ihm nichts verloren, was es wert wäre, aufgehoben zu werden.“

Die unablässige Beschwörung der „Würde des Sterbenden“ hat vor diesem Hintergrund Züge einer Selbstsuggestion. Zwar hält man es für angebracht, zur Demonstration der eigenen guten Absichten zu



Thomas Fuchs, Andreas Kruse, Grit Schwarzkopf (Hrsg.): „Menschenbild und Menschenwürde am Ende des Lebens“.

Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2010. 288, br., 38,- €.

den stärksten Begriff herbeizuzitieren, den unsere Rechtskultur kennt, aber man weiß nicht mehr genau, was an der letzten Phase der menschlichen Existenz eigentlich noch „würdig“ genannt zu werden verdient.

Kennzeichnend für diese Ratlosigkeit ist, dass viele Diskussteilnehmer ängstlich darauf bedacht sind, das vertraute semantische Gelände nicht zu verlassen. Die Selbstbestimmung, auf die der moderne Mensch in den Tagen der Ge-

sundheit Wert legte, sollte ihm auch am Ende seines Lebens in größtmöglichem Umfang erhalten bleiben.

Diese Sicht ist nicht falsch, aber sie ist unvollständig. Nach dem Urteil des Gerontologen Andreas Kruse würden wir die psychische Situation des Sterbenden fehlerinterpretieren, konzentrieren wir uns nur auf dessen Selbstbestimmung und die dafür notwendigen kognitiven Qualitäten. Nicht weniger bedeutsam für das Lebensgefühl Sterbender seien soziale Integration und erlebte Zusammengehörigkeit sowie die Erfahrung, die empfangene Hilfe erwidern und anderen Menschen etwas geben zu können.

Die peinliche Beachtung des Selbstbestimmungsrechts Sterbender kann sich deshalb zu einer Tortur auswachsen, wenn sie, wie es nach Kruses Beobachtung in der Praxis häufig geschieht, mit einer sozialen Isolation des Betroffenen einhergeht, die sich bis zu dessen vorzeitigem „sozialen Tod“ steigern kann.

In einer Gesellschaft, der die Verworfenheit der Ordnung des Lebens mit der Ordnung des Todes weitgehend aus dem Blick geraten ist und die deshalb angesichts des Todes häufig in Sprachlosigkeit erstarrt, obliegt es den Sterbenden selbst, durch ihre Präsenz daran zu erinnern, dass Vergänglichkeit und bewusst angenommene Abhängigkeit von anderen ebenso zur menschlichen Existenz gehören wie die aktive Gestaltung des eigenen Schicksals. Sogar Sterbende haben somit noch eine Aufgabe für andere zu erfüllen.

Sie haben, wie Kruse es formuliert, „Angehörige, aber auch Ärzte, Pflegefach-

kräfte, Seelsorger dabei zu unterstützen, die mit der Begleitung des Sterbenden verbundenen Aufgaben in einer fachlich wie ethisch anspruchsvollen Art und Weise auszuführen“. Die Meisterung dieser Aufgabe vermag ihnen Lebenssinn und, wie der Theologe Wilfried Härle erwägt, sogar eine spezifische Form von Würde zu vermitteln. Die Neigung der bisherigen Diskussion, Sterbende lediglich als Subjekte von Rechten und als Objekte fremder Zuwendung in den Blick zu nehmen, erweist sich aus dieser Perspektive als eine bedauerliche und in ihren Konsequenzen sogar gefährliche Verkürzung der wahren Sachlage.

Ein Zeichen muss freilich verstanden werden, um wirken zu können. Verfügt die heutige Gesellschaft noch über die nötigen Deutungsressourcen, um das Zeichen des Sterbenden entziffern zu können? Benn- und Gronemeyer-Leser werden dies skeptisch beurteilen. Die wachsende Bereitschaft zum Engagement im Bereich der Palliativmedizin und der Hospizbewegung, die sich aus der vielfach bezugten bereichernden Erfahrung des Umgangs mit Totkranken speist, deutet allerdings darauf hin, dass das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen ist und kulturkritische Pauschalurteile sich verbieten.

Wie die Dinge in zwanzig oder dreißig Jahren stehen werden, wird man sehen. Aus der Warte des Jahres 2011 beurteilt, ist es dem vorliegenden Band jedenfalls gelungen, das bis zum Überdruß traktierte Schlagwort vom „Leben bis zum Schluss“ um eine wichtige Bedeutung zu bereichern. MICHAEL PAWLIK